Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage Nach der Arbeit einschl. Bringerlohn 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6582) pro Vierteljahr M. 2,75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 6 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger derartiger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens früh 10 Uhr hier in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 272. | Dresden, Dienstag den 25. November 1902. | 13. Jahrg.

Sozialdemokratie in der Gemeinde.

Daß in einer Stadt wie Dresden, der Hauptstadt eines wesentlich industriellen Landes und selbst einer bedeutenden Industriestadt mit starker und politisch hochgebildeter Proletarierbevölkerung, eine rein bürgerliche, reaktionäre Vertretung nach ihrem Belieben schalten und walten kann, hat seinen Hauptgrund in der Rückständigkeit und Ungerechtigkeit des Wahlsystems. Das Wahlrecht ist an den Besitz des Bürgerrechts geknüpft, und dessen Erwerb ist hinwiederum nicht nur mit einer erheblichen Karenzzeit, sondern auch mit verhältnismäßig großen Geldopfern und mannigfachen Scherereien verbunden. Und als wenn diese Umstände noch nicht hinreichten, um die sozialdemokratische Arbeiterbevölkerung niederzuhalten und von einer Beteiligung an den städtischen Dingen abzuhalten, übt das Wahlamt des Rates eine rigorose Praxis aus; es legt den im Gesetz geforderten Begriff der Selbständigkeit und Unbescholtenheit der Bewerber ums Bürgerrecht in einer so engherzigen, um nicht zu sagen: gehässigen Weise aus, daß die Staatsbehörden sogar mehrfach dagegen einschreiten mußten. Und man weiß doch, wie schwer sich sächsische Staatsbehörden dazu entschließen, zielbewußten Sozialisten in den Arm zu fallen! Aber alle diese Schwierigkeiten und echt sächsisch-reaktionären Maßregeln haben die Arbeiterschaft nicht von der Beteiligung an den Stadtverordnetenwahlen abschrecken können. War ihr auch bisher der Sieg noch versagt, so ziehen wir doch jedesmal mit günstigeren Aussichten in den Kampf; und der Tag ist nicht mehr fern, an dem die ersten sozialdemokratischen Stadtverordneten den Saal betreten, in dem ein Mann von den Qualitäten des berufenen Hartwig so lange das große Wort führen durfte, bis ihn die klägliche Furcht vor jämmerlichem Durchfall zur Flucht ins Ratskollegium zwang. Schon heute müßten die ersten Sozialdemokraten in der Vertretung Dresdens sitzen, wäre nicht zuletzt bei der Einverleibung von Löbtau ein Spiel hinter den Kulissen getrieben worden, das mit einem parlamentarischen Ausdrucke überhaupt nicht mehr zu bezeichnen ist! Die Erinnerung an diesen Handel, der in den Spalten dieser Zeitung nach Gebühr gekennzeichnet worden ist, sollte allein schon hinreichen, die Dresdner sozialdemokratische Arbeiterschaft zur größten Energie im bevorstehenden Wahlkampfe anzustacheln: es gilt dabei neben anderem auch abzurechnen für einen Wortbruch, abzurechnen mit der antisemitischen Klique, die sich unberechtigt die Herrschaft in unserem Gemeinwesen anmaßt.

Von gar manchem bürgerlichen Manne, dem der Ekel an dem Treiben der Antisemiten aufsteigt, kann man in diesen Tagen hören: „es wäre gut, wenn einmal ein paar sozialdemokratische Hechte in den Karpfenteich gelangten." Ganz gut und recht. Aber wir Sozialdemokraten treten in diesen Kampf aus anderen und höheren Gründen ein: für uns handelt es sich nicht nur darum, die Ruhe eines reaktionär-versumpften Gemeinwesens durch eine kräftige Kritik in wohltuender und erfrischender Weise aufzustören, sondern um eine organische Neugestaltung des ganzen Gemeindelebens. Frei von allen Rücksichten und Hoffnungen auf privaten Vorteil und Erwerb, unbeteiligt an den zahllosen Spekulations- und Lieferungsgeschäften, die heute nur zu oft in größeren Gemeinden korrumpierend wirken, haben wir ein klares und festes Ziel vor uns. Wir wollen das Gemeinwesen befreien von den Fesseln der Klassenherrschaft und es seiner wahren Aufgabe zuführen, als die wir erkennen: die Lebensförderung aller Gemeindemitglieder. Es ist wahr, daß die vielgerühmte „Selbständigkeit der Gemeinde" heute eigentlich nur ein Spott und Hohn ist, weil sich überall in den Gesetzen eine Handhabe zur Einmischung der Staatsbehörden findet; aber es ist doch auch wiederum nicht zu verkennen, daß die Gemeinde selbst unter diesen Umständen immer noch imstande ist, viel Segensreiches zu schaffen. Nur darf diese Möglichkeit nicht ausschließlich, nicht einmal vorzugsweise in den Händen von kapitalistischen Interessenten liegen, deren geistiges Niveau etwa in der berüchtigten Petition des Dresdner Stadtrats gegen die Aufhebung der für die Armen so entsetzlich ungerecht wirkenden indirekten Steuern, der Belastung der Minderbemittelten zu Gunsten der Reichen, gegeben ist. Soll eine Stadtgemeinde, der so reiche Mittel zu Gebote stehen, wie der Dresdner, wirklich dem Gemeinwohle, nicht dem Interesse einer relativ kleinen Schar von Privilegierten, dienen, dann muß die Arbeiterschaft Teil haben an ihrer Leitung, dann müssen die Ideen der Sozialdemokratie befruchtend und belebend wirken können. Wir werden in den nächsten Tagen wieder in der Presse und den Flugblättern der Gegner zu lesen bekommen, daß die Sozialdemokraten „den Umsturz" wollen, daß sie wer weiß was für Schändlichkeiten planen: wir sehen dieser Hetze geifernder Interessenten mit Ruhe entgegen! Wer sich von ihr einfangen läßt, der verdient fürwahr die Herrschaft der Hartwigligue. Wer sich aber klaren Verstand und eine Spur von Gerechtigkeitsgefühl bewahrt hat, der muß erkennen, daß der Tag, an dem die antisemitische Mehrheit auf dem Stadthause den Todesstoß erhält, ein Jubel- und Freudentag für Dresden sein muß!

Politische Uebersicht.

Die Verständigungsgerüchte

werden bestimmter — die permanenten Verhandlungen der Kuhhandels-Vertrauensleute mit dem Reichskanzler und die andauernden Fraktionssitzungen der Brotwucherparteien scheinen zu dem Punkte gelangt, wo das Kompromiß geboren werden muß. Zwar äußert sich die Germania noch ziemlich skeptisch, aber das gehört jetzt zum Geschäft. In parlamentarischen Kreisen wird dagegen erzählt, die Regierung sei bereit, Zugeständnisse zu machen in Bezug auf die Festlegung der Verwendungszwecke der neuen Zollerträgnisse im Sinne der Beschlüsse zweiter Lesung. Sie erhebe auch kein Bedenken gegen die beschlossene Heraufsetzung der autonomen Zollsätze für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, dagegen dürften die Anträge auf Herabsetzung einer Reihe von Industriezöllen um 25 Proz. keine Aussicht auf Annahme haben. In Bezug auf die Mindestzölle heißt es, die Regierung bestehe unbedingt auf der Beseitigung der Mindestzölle für Vieh und Fleisch und lehne nach wie vor auch eine Erhöhung der Mindestzölle für Getreide ab, ausgenommen für Gerste. Für Gerste wolle sich die Regierung mit einer Erhöhung des Mindestzolls um 1 bis 1½ M. einverstanden erklären.

Nach einer anderen Version soll die Regierung einer Erhöhung des Mindestzolls für Braugerste von 1 M. zustimmen. Die Bindung für Futtergerste aber solle aufgehoben werden. Die agrarische Majorität verzichte dafür auf ihre weitergehenden Forderungen, insbesondere auf eine Bindung der Vieh- und Fleischzölle.

Das Zentrum läßt es an Eifer nicht fehlen, um wenigstens in der Fraktion selbst einig zu werden. Es hat am Totensonntag einige Stunden Fraktionsberatungen abgehalten und Montag vormittag diese Beratungen von 10 bis 1 Uhr fortgesetzt. Zu völligem Einverständnis ist man aber trotz der langen Sitzungen nicht gekommen. Wie verlautet, hat die Mehrheit die Absicht, nun doch vorläufig in die zweite Lesung des Zolltarifs selbst einzutreten. Sie will offenbar Zeit gewinnen; sie hat es ja immer noch in der Hand, die Beratung des Tarifs durch Inangriffnahme der dritten Lesung des Tarifgesetzes zu unterbrechen.

Die konservative Fraktion und die Reichspartei waren für Dienstag vormittag ebenfalls zu Sitzungen einberufen.

Junker und Volksschule.

Wer bisher noch nicht gewußt hat, daß die Junker für die Volksschule kein oder nur ein negatives Interesse haben, der konnte es am Montag im Reichstag lernen. Von der Zollmehrheit fehlte ein so großer Teil, daß die Reichstagssitzung schon um 3 Uhr durch Beschlußunfähigkeit ein vorzeitiges Ende fand.

Unsere Fraktion beantragte, dem Tarifgesetz einen § 11b zuzufügen, des Inhalts, daß von den Zollerträgnissen jährlich 100 Millionen an die Bundesstaaten zur Förderung des Volksschulwesens überwiesen werden sollen. In einer glänzenden Rede begründete Bebel diesen Antrag. An der Hand eines ebenso reichen wie unwiderleglichen Materials geißelte unser Redner die jeder Beschreibung spottenden kulturwidrigen Schulzustände, wie sie namentlich auf den Latifundien des Junkerparadieses Ostelbien florieren und neuerdings durch den Trakehner Prozeß eine so grelle Beleuchtung erfahren haben.

Die Mehrheitsparteien — und nicht sie allein — hielten es nicht einmal für nötig, sich zu dieser wichtigen Sache auch nur zu äußern. Die patentierten „Lehrerfreunde", die Freisinnigen, die nationalliberalen Bildungsschwärmer und Kulturkämpfer, wie Hieber und Sattler, der katholische Lehrer Sittart: sie alle sahnen es nicht der Mühe für wert zu erachten, den Mund aufzuthun; der Volksparteiler Rektor Kopsch ließ sich die Gelegenheit entgehen, hier, wo ihn doch kein Landrätlicher niederbrüllen kann, den Trakehner Prozeß zur Sprache zu bringen. Nur ein einziger Redner stand noch auf der Liste: der Pole Czarlinski, der ganz kurz bemerkte, daß seine Fraktion mit dem Antrag sympathisiere — aber leider nicht für ihn stimmen könne.

So schloß denn die Diskussion — aus Mangel an Red-

Es lebe die Kunst!

Roman von Klara Viebig.

(44. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Wie tröstlich! Und doch konnte Elisabeth noch nicht froh werden; alle Hoffnung war in ihr niedergehalten unter einem ehernen Druck. Kein Schmerz, keine Unruhe mehr, aber auch keine Freude. Sie war müde zum Tode, ganz abgestumpft. Heider war täglich dagewesen, heute hatte er ihr einen ganzen Pack Zeitungen zurückgelassen; auch Meier hatte geschrieben. Elisabeth hatte keinen Blick dafür; als sie dem Arzt zu einem Rezept Papier und Tinte von ihrem Schreibtisch holte, schob sie alles, was da lag, nachlässig beiseite. Das hatte alles kein Interesse mehr für sie.

Der Morgen des fünften Tages graute. Noch war kein Lärm auf der Straße, das Leben noch nicht erwacht, auch die Hitze noch nicht. Ebel hatte in der Nacht das Fenster halb geöffnet, nun wehte hinter der grünen Jalousie der Morgenwind, ein Lüftchen drang ins dämmernde Zimmer und strich mit leisem Hauch über die Betten. Elisabeth trank das Wehen, es that ihr so wohl; sie hatte unruhig geschlafen, immer wieder war sie aufgeschreckt, dann sah sie rasch nach dem kleinen Bettchen. Wilhelm schlief wie in gesunden Tagen, das blonde Köpfchen seitlings auf den kleinen dicken Arm gelegt, durch die roten Rosenlippen den Atem kräftig einziehend und ausstoßend. Trotzdem fand sie nicht die rechte Ruhe; zum erstenmal kamen wieder Gedanken, die die ganze Zeit fern geblieben, als wären sie nie dagewesen. Jetzt hatte sie wieder ein Recht, hier zu sein; erst stahlen sie sich scheu heran, nun hatten sie sich festgesetzt, hartnäckig und unabweisbar.

Zum erstenmal dachte Elisabeth wieder an ihr Stück — es war doch auch ihr Kind, ihr verlorenes dazu. Sie dachte mit einer gewissen Zärtlichkeit daran, ohne Erregung, ohne Schmerz, mit einem Gemisch von Liebe und Resignation.

Hatte sie geträumt oder war es Wirklichkeit gewesen? Hatte heute Nacht eine Hand auf ihrer Stirn gelegen, sanft und kühl darüber hingestrichen, hatte eine Stimme geflüstert: „Ich glaube an Dich!"? Sie hob sich aus den Kissen und sah sich groß um. Das Zimmer war leer, nebenan hörte sie die tiefen Atemzüge ihres Mannes. Sie streckte sich wieder lang und zog die Decke vom Halse — mochte das Morgenlüftchen darüber hinwehen — ach, wie köstlich, es nahm ihr den ehernen Reifen weg, der ihre Brust eingepreßt hatte, sie konnte freier atmen. Die Hände unters Genick gelegt, blinzelte sie mit halbgeschlossenen Augen auf das Streifchen Licht, das durch die Latten der Jalousie drang. Bald war Sonnenschein draußen, volle goldene Sonne — so dämmert Hoffnung auf, ein spaltbreit, nur ein Streifchen, dann immer mehr — dann groß und voll, dann alles überflutend. Ob man noch einmal hoffen kann nach so viel Enttäuschung?! Nein. Keine Hoffnung mehr. Die Zeit war vorbei.

Aber nun wußte sie's — mit einem plötzlichen Ruck setzte sie sich kerzengerade — „ich glaube an Dich", das hatte sie nicht geträumt, das hatte ihr einer gesagt, und tief innen wiederholte es eine Stimme immerfort, immerfort. Mit einem Seufzer der Erleichterung dehnte sie sich.

Ebel schlief fest; zwei-, dreimal war er in der Nacht nebenan gewesen, nun hatte die Ueberwindung ihn bleischwer gemacht. So hatte er seit dem Unfall des Kindes nicht mehr geschlafen, auch Nächte vorher nicht; da hatte er das rastlose Umherwerfen seiner Frau gehört und, schlief sie endlich, auf ihren Atem gelauscht.

Der erste Schimmer des Morgenlichts glitt über ihn hin, ein vorwitziger Sonnenstrahl tanzte über sein Gesicht; er zog die Stirn kraus, aber er wachte nicht auf. Draußen ratterte ein Wagen, das war die Milchkarre; rasselnd hielt sie vorm Haus still. Der Kutscher knallte mit der Peitsche — Ebel hörte es nicht.

Doch jetzt ein leiser Schritt, ein Schleichen auf bloßen Füßen — das hörte er! Seine Frau! Da stand sie vorm Bett, ohne Schuhe, im langen weißen Nachtkleid, das blonde Haar verwirrt ums Gesicht hängend. Sie war eben aus dem Bett geschlüpft und hatte sich nicht einmal Zeit genommen, etwas überzuziehen.

„Du," sagte sie, „Wilhelm, es ist Morgen! Es ist Zeit, Du mußt aufstehen! Und weißt Du" — sie setzte sich auf den Bettrand und sah ihn groß an — „wenn sie auch lachten und zischten, — mein Stück ist doch gut!"

Er sah sie erstaunt an und fragte dann freudig bewegt: „Wie kommst Du darauf?" Gewiß ist es gut!"

„Ich habe darüber nachgedacht," sagte sie ernst, „zum erstenmal. Ganz aus der Welt wollen sich die Gedanken doch nicht schaffen lassen!" In ihren matten Augen blitzte ein flüchtiger Strahl auf und sie lächelte wehmütig.

„Dann werden wir auch heute die Kritiken ansehen," sagte er rasch. „Heider hat sie alle gesammelt. Ja, willst Du?"

„Zeige sie mir!"

Nebenan regte sich das Kind; augenblicklich huschte sie fort. „Komm, komm!" hörte Ebel sie kurz darauf rufen. Ihre Stimme klang hell. „Wilhelmchen ist aufgewacht, er sitzt im Bettchen! Und er sagt, er hat Hunger!"

VIII.

Sie hatten nun doch noch ein paar Tage mit dem Lesen der Kritiken gezögert; Elisabeth war noch einmal ganz davon abgekommen. Sie hatte so viel mit dem Kinde zu thun gehabt; es schlief nicht mehr, es wurde lebhaft, aber es war leicht reizbar, weinerlich, wie Kinder in der Genesung sind. Es wollte ruhig gehalten und doch unterhalten werden; nun spielte sie stundenlang mit ihm. All die kleinen Scherze ihrer Kinderzeit kamen ihr wieder ins Gedächtnis, sie holte sie hervor mit einer rührenden Geduld.

Es war ein merkwürdiger Anblick, die große Frau vor dem Bettchen knien zu sehen; ihre hohe Gestalt beugte sich tiefer und tiefer, das Schaukeln stand ihrem ernsten Gesicht seltsam. Ebel war gerührt, wenn er sie so sah; sie gab sich so unendliche Mühe und machte sich so müde. Aber er ließ sie gewähren, er wußte, es war für eine Genugthuung.

Nun spielte der Kleine schon an seinem Tischchen unter Mikes ängstlicher Obhut. Elisabeth saß an ihrem Schreibtisch, mechanisch hatte sie den gewohnten Platz wieder eingenommen; Ebel ging im Zimmer auf und ab, er ließ sie gar nicht aus den Augen; und Heider saß auf dem Sofa. Ein Zeitungsblatt nach dem anderen legte er vor sich auf den Tisch, das Päckchen war schon hoch.

„Haben sich so richtig angestrengt," sagte er. „Eine Menge Papier!"

„Ich will sie alle hören. Weiter." Elisabeth sprach ganz ruhig, nur die Farbe auf ihren Wangen kam und ging, sie wurde abwechselnd blaß und rot.

„Na denn wieder an die Gewehre!" Heider schlug einen forciert heiteren Ton an und warf einen schnellen Blick auf Elisabeth.